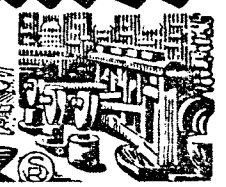


Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 8 — Sonntag, den 23. Februar 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptchriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

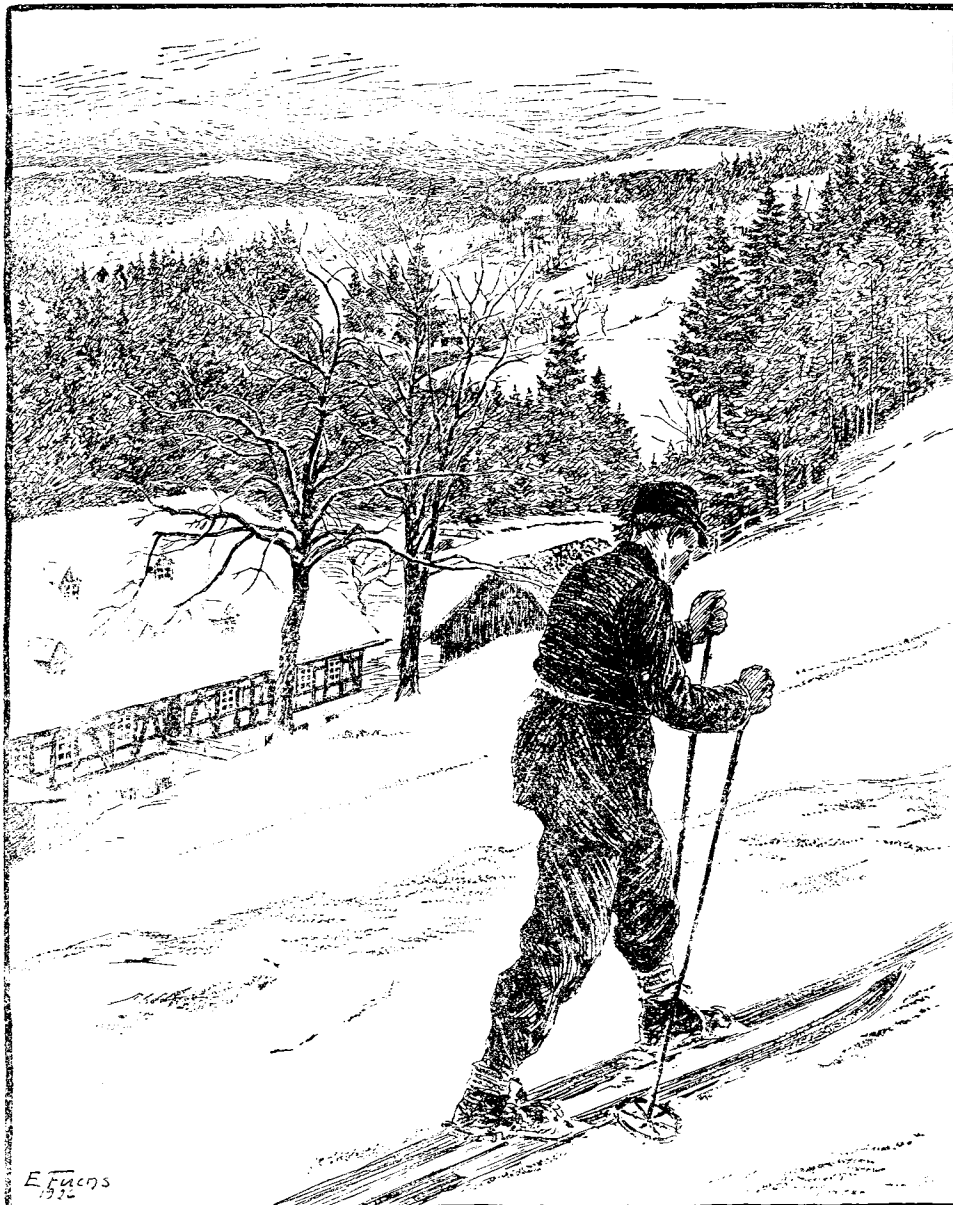
Im Zeichen des Wintersportes

Anmarsch ins Erzgebirge — Bobsleighfahrt im Schnellzugstempo — Im Telemarkschwung — Mit dem Segelschlitten über das Eis — Stijafahrt hinter Pferden.

Überall in den Städten und Dörfern hat man Rodel, Ski und Schlittschuhe zu froher, winterlicher Fahrt gerüstet. Dem einen oder anderen hat der Weihnachtsmann neues Wintersportgerät gebracht, die andere oder jene überholen ihr altes neu, und findige Köpfe bauen sich möglichst ihre Wintersportgeräte selbst. Das ist vor allem der Rodelschlitten, der am leichtesten herzustellen ist. Die Schulbuben zer schlagen eine alte Kiste und zimmern und hobeln sich aus den Brettern ihren Rodel, auf dem sie dann Abhänge und Hügel herunterfahren und die Straßen unsicher machen. Mit den Jahren wachsen die Ansprüche, und so geht es denn bald hinaus vor die Stadt und von da ins nahe Erzgebirge, bis schließlich das Ziel eines Wintersportlers erreicht ist, die großen Bahnen auf der Höhe des Erzgebirges, Thüringerwaldes, im Harz, im Schwarzwald. Hier wird mit allen Mitteln versucht, dem Rodeler das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Mancherlei Arten von Schlitten gibt es, mit denen man die Fahrt in die Tiefe versuchen kann. Der einfache Rodel aus Holz mit eisenschlagenen Rufen ist der verbreitetste. Zwei, drei oder vier Personen finden darauf Platz. Er wird gelenkt nur mit dem Körpergewicht, je nachdem man vorn oder hinten auf dem Schlitten sitzt. Für den verwöhnten Rodeler kommt jedoch der einfache Rodelschlitten nicht in Frage. Er benutzt seinen Ventrodel, dessen Vorderteil durch eine Steuerung drehbar ist, und mit dem er die scharfen Kurven

der steilen Gebirgsbahnen mit Leichtigkeit nehmen kann. Aber auch hier ist die richtige Verteilung des Gewichtes wesentlich zur Erzielung einer schnellen und glatten Fahrt. Der ganz geübte Wintersportler, der an seinen Schlitten die höchsten Ansprüche an Schnelligkeit stellt, benutzt den schweren Bob, der nur auf besonders großen, stark an den Kurven überhöhten Bahnen gefahren werden kann. Er entwickelt unter geschickter Führung und bei richtiger Befegung eine Geschwindigkeit von 50 Stundenkilometern. Natürlich ist die Fahrt mit einem solchen Ungeheuer an Schwere und Schnelligkeit nicht ungefährlich; die beiden

Bremsen am hinteren Ende des Schlittens nützen bei 50 Kilometer in der Steilkurve auch nicht mehr viel. Das Ideal winterlichen Sportlerlebens jedoch ist und bleibt der Schneeschuhlauf. Ganz allein kann der Wanderer auf seinen Brettern die Einsamkeit verschneiter Berge genießen, fern von menschlichem Lärm und Streit, in Widdeseile kann er die Hänge herab und die Wege entlangsteilen, ohne in den tiefen Massen des weichen Pulverschnees zu versinken, denn die langen Bretter tragen ihn sicher. Vom skandinavischen Norden her ist der Brauch gekommen, sich im Winter die Bretter unter die Füße zu schnallen. Und im Norden läuft man auch heute noch am besten in der Welt. Die Natur des Landes bringt es mit sich, daß in Norwegen schon die Kinder das Laufen auf den Brettern erlernen, und so ist es denn kein Wunder,



E. Fuchs
1936

daß sie alle kleine Künstler im Schneeschuhlauf sind. Wie Norwegen die Heimat des Schneeschuhlaufens ist, so ist es auch das Ursprungsland der sportlichen Bezeichnungen, die sich mit dem Schneeschuhlaufen befassen. Der Telemark-Schwung beispielsweise ist seinem Namen nach norwegischen Ursprungs; er fängt den Läufer in vollem Schwunge auf und bringt ihn auf der Stelle zum Stehen. Auch der Christiania-Schwung ist — man denke an die Hauptstadt Christiania — deutlich norwegischer Herkunft. Man fährt mit ihm scharfe Bögen und Kurven, wenn noch Raum ist, so daß man den Telemark vermeiden kann. Jeder Winterkurort in den Bergen, der irgendetwas auf sich hält, hat heute seine besonders angelegten und gepflegten Skibahnen für Langlauf und seine Sprungchanze für die Springer. Hier drängt sich alles zusammen, was laufen, springen, schauen und lachen will. Denn tausendfältig sind die Abwechslungen, die sich dem Auge und Ohr an der Sprungchanze bieten. Und was gibt es Herrlicheres, als in saufender Fahrt abwärts zu stürzen und dann im Sprunge, dem Vogel gleich, hoch durch die Luft zu fliegen?

Zuletzt muß noch des Eislaufes als eines schönen alten Winterportes gedacht werden. Selbst in Gegenden, die keinen Fluß oder See haben, will man nicht auf die Freude des Eislaufens verzichten und setzt Wiesen unter Wasser, um so künstliche Eisflächen zu schaffen. So schön ist der Eislauf, für das Auge so angenehm und für den Körper so wohlthuend in der Möglichkeit des pendelnden Schwingens des Körpers, daß er sogar die Dichter begeistert hat. Auf großen Eisflächen wird auch die Kunst des Eissegelns gepflegt. Dann rücken die Winterportler heran auf Schlittschuhen, ein kleines Segel im

Arm, daß sie vor sich auf das Eis stützen und mit der Hand lenken. Und dann geht es in saufender Fahrt vor dem Winde her, so weit die Fläche ist. Auch ein Segelgefährt, ähnlich dem leichten Boote, das im Sommer auf den Wellen schaukelt, treibt der Wind auf dem Eise an. Zwei Schlittschuhfahrer, eine Tragstange, auf der der Eissegler Platz nimmt, und ein Segel bilden das ganze Gefährt, mit dem über das Eis zu segeln, als wäre es im Sommer auf blauem Wasser, zu den herrlichsten Winterfreuden gehört!

Die weite Fläche eines Sees oder die große Ebene, etwa die flache Sohle eines Tales können auch noch zu einem anderen Sport ausgenützt werden. Anstelle des Windes tritt hier die treibende Kraft des Tieres und anstelle des Schlittschuhs oder Segelschlittens treten die Skier. Skijörning heißt dieser neue Sport, der sich seit wenigen Jahren einzubürgern beginnt. Der Skifahrer wird dabei von einem Pferd gezogen, was bei der Geschwindigkeit, die dabei erreicht wird, nicht gerade ungefährlich ist. Neuerdings wird dieser prächtige Sport auch mit Hunden ausgeübt. Man hat das wohl von den Eskimos gelernt, die ja überhaupt die Hunde als Zugtiere vor ihre kleinen schmalen Schlitten spannen und so über das Eis fahren.

Es gibt begeisterte Eisläufer, die sich nur schwer beim Ende des Winters von der glatten Fläche trennen können. Für sie sind künstliche Eisbahnen erbaut worden, in denen es auch im Sommer möglich ist, die schöne Kunst des Eislaufens zu üben. Berlin hat im Sportpalast eine große, allen modernen Anforderungen genügende Eisbahn, die auch im Sommer benutzt werden kann. Auch andere große Städte in Europa leisten sich diesen Luxus einer sommerlichen Eislandschaft.

Erzgebirgische Schnorken Walter Schimm, Chemnitz

Sei Schtandpunkt.

Dr Krahwinkel-Gohann war Walddarbitr un hatt bei ner grußn Kält in en Birkriegsgahr de Händ drjorn. Zor Behandling sochet ar ne Meischnr-Doktr auf. Doch mit dr Häling gings langsam. Un su fams, daß dr Gohann wagn dr Hochzig von sen Grußn in dr Fremd mit die biesn Händ längere Zeit verrätn mußt. Dr Doktr vrschrieb nu zor Fortsehung dr Kur ne Gohann ene gräßere Büchj Salb. Doderzu mußt odr dr Kranke de Eiswilligig dr Krankenkass hobn. Ar trug nu ne Leibmr-Oskar, dar de Geschäft führet, sei Aliegn vir. Dr Oskar odr zug de Achseln na un saht: „Wenn de zon Bergnign fahrn last, Gohann, hast de a Zeit zon Krahn, wenns läßt, do brauchst de a kä Salb!“

*

De Nachtschreibing.

Dr Urdeppel-Fachnr-Karl schtand mit dr Nachtschreibing off Kriessfuß, un wenn ne äns forregiern tat, war ar mit ner Halsred sig zor Hand. Do a emol, hatt dr Karl off sen Wogn, mit dan ar dorch'n Schtadtel fuhr, Urdeppeln gelodn, un gemolt: „Kardoffeln, 10 Pfd. 30 Pfg.“ Dos loj aa de Krumbiegel-Schullehrern un machet ne Grünwarnhandlr drauf aufmerksam, daß doch Kartoffeln mit hartn t geschriebl wir. Obr dr Karl wollt sich net blamiern un drwidret: „Denkn Se vielleicht, dos meß iech net, Frau Schullehrer, obr dos hot sei Ordning, wenn iech weiß Urdeppeln aufgelodn hob, schreib iechs mit wächd n, un hob iech rute Urdeppeln, daß die brauchn längr zon Kochn, do schreib iechs mit'n hartn t! Un wos mei Rondschaft is, die wäz Beschäd!“

*

Dar is net drbei.

Dr Bratschneider-Harmann war gestorbn un mur in Chamj vrbrennt. Seine Doppelkopfbüdr gobn ne de letzte Ehr un fuhrn doderzu mit'n Zügel nooch Chamj. Wie nu de Zeremonie orbei war, vrsprüetn die Mannsn en gottsgammerlichn Durst:

un se lehren offn Wag zon Bahnhof arst emol ei. Aus en Glasl Bier wurn zwäe un noch mehr. Wie's nu drauß finstr wur, dachtn die Klabbrüdr endlich ans ehämgiehe. „Wu sei mr dä ibrhaupt“, frug äner ne annern — obr fänr wußt Beschäd. Zon Gelid trofn se an dr Stroßneck en Schutzmann, dan dr Gruß-Karl frug: „Harr Wachtmeestr — wu giehts — dä hier — noochn Bahnhof?“ — Dr gute Polezeier war garn bereit un frug: „Nun, wer ist denn der Nüchternste, dem man das erklären kann?“ — Do saht dr Preiß-Mand: „Dar — dar — is net drbei, dan hobn mr heite vormittig begrobn!“

*

A net falsch!

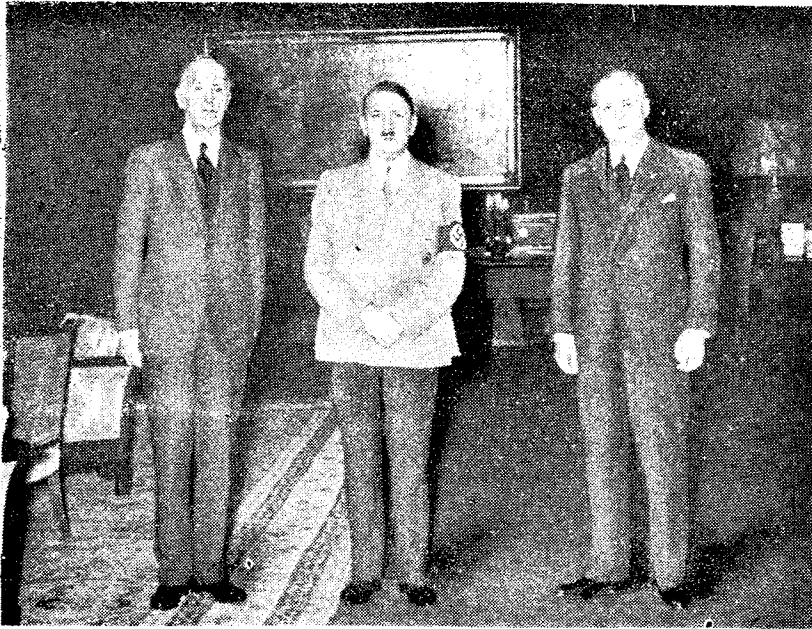
In Grumbich, wus de bestn Schattpieler gabn soll, hatt dr Lehr'r sen Rinnern ausenannerposementiert, döß, wenn ener alläne geigt, mr dos Solo nennt, zwäe wärn e Duett. „Un wenn dreie zusammipieln“, fröget dr Lehrer, „weß dos jemand, wie mr dos nennt?“ Do bläet de ganze Klasse: „Schat . . .!“

*

Ja — de Pfeif!

Do dr Draschflögl-Gottlieb-Bauer a kä heirigs Häsel meh war, tat ar sich zor Faldarbit en Knacht halt'n, dar ne de schwere Arbit obnohm. Do a emol, war dr Schrut-Markus-Knacht mit'n Mistauslodn beschäftigt. Wie dr Markus ne halbn Wogn aufgelodn hatt, wars ne ze warm wurn un ar zug sei Gafel aus un legets offs Grubnmeierle. Noch nr Weil warn doch de Pfaar e bißel unartig un schiebn ne Wogn e Stichel zerick, daß allis wackelt. Doderz war a ne Markus sei Gafel gerutscht un slog nei in de Grub. „Inu du Ugelid“, bläet dr Knacht, schmiß de Gafel hie un machet Mistalt, als wollt'r in de Grub neibppn. Dos allis hat dr Draschflögl-Bauer beobacht un schrie'r ne Markus zu: „Wartscht doch dan Gafel wagn net nei in de Grub hoppn, dos is sumiesu vrborn.“ — „Dann Gafel wagn will iech aa net neispringe“. saht dr Markus, „odr is stadt doch mei Pfeif drinne!“

Bilder aus aller Welt



Hoher Besuch beim Führer

Der frühere britische Luftfahrtminister Marquis of Londonderry wurde anlässlich seines Aufenthaltes in Deutschland vom Führer und Reichskanzler zu einem privaten Besuch empfangen. Rechts: Botschafter von Ribbentrop.
(Heinrich Hoffmann, A.)

Neues Koppelschloß fürs Heer

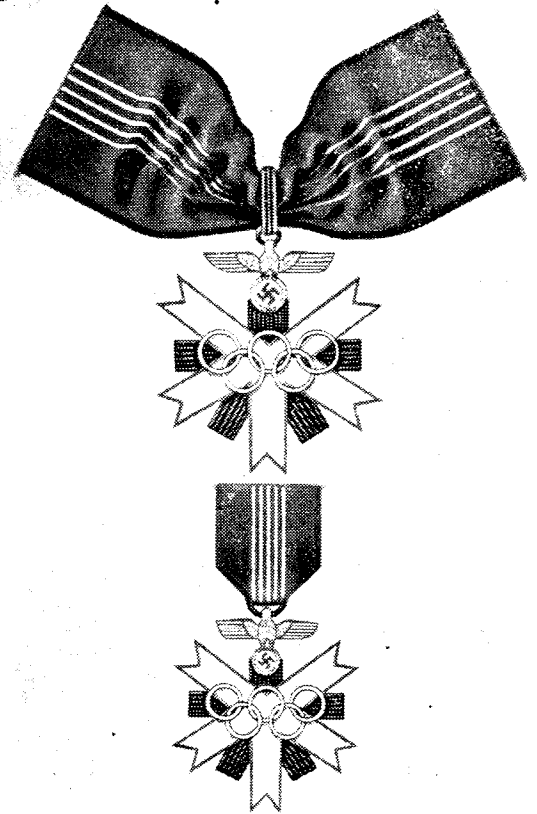
An Stelle des bisherigen Koppelschlosses mit Schließhafen wird ein neues eingeführt. Unsere nebenstehenden Abbildungen zeigen oben das neue, darunter das bisherige Koppelschloß.

(Scherl, Bilderdienst, A.)

Bau der Luftschiffhalle in Rio

Für den „Grafen Zeppelin“, der nach seiner jeweiligen Landung in Südamerika stets nur am Ankermast lag, wird jetzt bei Rio de Janeiro eine Halle gebaut, deren Gerüst bereits vollendet ist. Ueber der Halle kreuzt das Luftschiff, aufgenommen während seiner letzten Fahrt nach Südamerika.

(Scherl, Bilderdienst, A.)



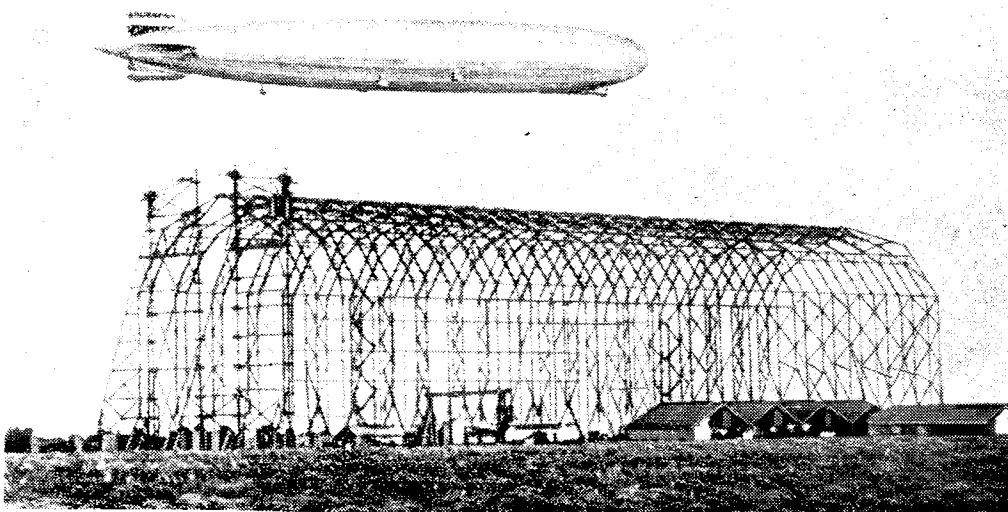
Das deutsche Olympia-Ehrenzeichen

Zum sichtbaren Ausdruck der Anerkennung und des Dankes des deutschen Volkes für Verdienste um die Olympischen Spiele 1936 stiftete der Führer das deutsche Olympia-Ehrenzeichen. Es wird auf Antrag des Reichsinnenministers mit einer vom Führer unterzeichneten Befehlurkunde verliehen. Auf unserem Bild sehen wir oben die erste, unten die zweite Klasse des Ehrenzeichens.
(Scherl, Bilderdienst, A.)

Der Komponist des Badenweiler Märsches †

(Siehe Porträt unten rechts.)

Der Komponist des Badenweiler Märsches, Musikdirektor Georg Fürst, ist in Pasing bei München, wo er seinen Ruheort hatte, gestorben. Fürst war erst am 30. April 1935 aus dem aktiven Heeresdienst ausgeschieden. Seinen berühmten Badenweiler Marsch, den Marsch der Bewegung, hatte er am 12. August 1914 nach der Schlacht bei Badonvillers komponiert.
(Prof. Bild-Zeitung, A.)



Johann August Sutter

Kaiser von Kalifornien

Die Geschichte eines deutschen Wildwest-Pioniers / Von B. Krüger.



(1. Fortsetzung.)

„Es wird ein guter Tag werden morgen, die Zeichen des Himmels sind günstig.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Späher von seinen Schützlingen zur Nacht, zog aus einem Wagen seine Decken hervor und rollte sich ein. Er war fast sofort eingeschlafen, und sein letzter Gedanke hatte sicher der langen Büchse gegolten, die er griffbereit neben sich liegen hatte.

Der Wolf in der Prärie war verstummt, das Lager war bis auf einige letzte Wachen zur Ruhe gegangen.

Neun Jahre vorher war ein kleiner Reitertrupp den gleichen Weg gezogen. Die Mühseligkeiten, die jetzt die Wagenkarawane über sich ergehen lassen mußte, hatten in verstärktem Maße auf wenigen menschlichen Schultern gelegen.

Die Besatzung des kleinen Forts Independance war angetreten und hatte zu Ehren der Scheidenden eine Salve geschossen.

„Sutter, was ihr da vorhabt, ist wahninnig. Ihr werdet nie nach Kalifornien kommen. Ich kam zweimal bis Santa Fé, und daher stammen meine weißen Haare. Bin froh, daß ich meinen Skalp gerettet habe.“

Der Kommandant von Fort Independance ist ein kleiner, zäher Bursche, wie sie nur der amerikanische Westen hervorbringen konnte. Verington war Trapper gewesen, ehe er in die Armee der Vereinigten Staaten eintrat. Kerle wie er waren die gegebenen Führer des Westens.

Aber der Mann, den er so ansprach und warnte, war ihm ebenbürtig. Sutter hatte er sich nun einmal in der Kopf gesetzt, nach Kalifornien zu kommen, und nichts sollte ihn davon zurückhalten. Die Indianer? Pah, daeeen gab es Schießeisen! Die

erdlosen Ebenen, die ewigen Salbeisteppe, die fast wasserlosen Prärien? Gegen diese Hindernisse standen menschlicher Mut und Unternehmungsgest, standen ausdauernde Pferde und der stürmische Vorwärtsschritt fühner Abenteurer.

„Verington, ich danke für die guten Ratschläge, aber ich muß hinüber!“

Sutter saß groß, schlank und stark auf seinem Pferd. Aus dem Gesicht strahlte unerschütterliches Selbstvertrauen, das seit jeher beste Bürgschaft für gutes Gelingen ist. Sein braun und rüßig gewettertes Gesicht besaß zwei harte Augen, der Mund schlang sich kräftig um ein starkes Gebiß, das es in einigen Jahren der Fremde schon gelernt hatte, das knackende Brot der Entbehrung zu essen.

Johann August Sutter reitet nach Kalifornien, um dieses reiche Land zu erobern. Der europäflüchtige Abenteurer folgt den Spuren berühmter Trapper und Fährtenjäger, die dem weißen Ansiedler den Weg gebahnt haben. Daniel Boone, der amerikanische Lederstrumpf, hat diese Prärien als erster gesehen. Nach ihm kamen kanadische Waldbläuer und verwegene Missionare, Abgesandte der Hudson Bay Compagnie und französische Waldritter — eine Unsumme von männlichem Heroismus versagte der unerbittliche amerikanische Westen.

Die Indianer schossen in mondhellten Nächten die schlafenden Präriefahrer vom Lagerfeuer ab. Sie umkreisten am Tage die stillen Reiter und hielten jeden Bach und jede Wasserstelle. Gewehr und Messer, Pfeil und Bogen allein galten in diesem Kampf um die Eroberung der Prärien und Felsengebirge als bestes Argument.

Sutter kennt einen nördlichen Weg nach Kalifornien. In Newyork hat er davon erfahren, daß da am Meer ein kleines stilles Fort Vancouver liegen sollte. Von hier gingen Schiffe nach Kalifornien. Nicht weit von Vancouver muß auch Fort Astor liegen, das ein ausgewandter Deutscher errichtet haben soll. Sutter ist zwar Schweizer Bürger auf seine Jungensjahre im badischen Kandern. Später sind die Sutters ins schweizerische Land gewandert und haben dort Bürgerrecht erworben. Sie waren geachtet, die Sutterische Papierfabrik galt als ehrbares Unternehmen.

Johann August allein war etwas aus der Art geschlagen. Er war Soldat geworden und wieder dem Dienst entlaufen. Er hatte dann das väterliche Unternehmen geleitet und Unglück gehabt. Schuldner hatten gedrängt, und in der höchsten Not ließ Sutter seine Frau und vier Kinder im Stich.

„Anna, ich komme wieder. Ich mache alles wieder gut. Ihr sollt reich werden und glücklich wie nie zuvor. Sorge dafür, daß Emil und Rudolf gute Burschen werden.“

Flüchtig nur hatte Sutter seine Frau geküßt, dann entwich er durch eine Hintertür seines Hauses, weil am



In mondhellten Nächten schossen die Indianer die Präriefahrer vom Lagerfeuer ab...

Vordereingang bereits die Amtsboten mit dem Steckbrief gegen ihn eindringen.

Sutter floh über die Grenze nach Frankreich. Er hatte vagabundiert und sich durchgeschlagen. Er hatte in Paris in niederen Stellungen gearbeitet und auf den Moment gewartet, wo sich ihm das Glück schenken würde. Aber das Glück ließ auf sich warten.

War das Glück überhaupt noch in der alten Welt zu Hause? Sutter überlegte an stillen Abenden, wenn er durch die engen Straßen von Paris schlich. Hinter ihm lag seine Heimat und die zusammengebrochene Familie. Er fühlte die Verpflichtung, an ihr wieder gut zu machen; er schwor es sich zu, daß er die häßlichen Flecken tilgen würde, die er selbst auf seinen Namen gebracht hatte.

Aber wie, wie nur? Drüben in Amerika allein lag die Rettung. In jenem unermesslichen Kontinent zwischen den Weltmeeren, wo die jungen Staaten so kräftig aufblühten.

Und eines Tages war Sutter abgesegelt. In einem jener elenden Auswandererschiffe, deren Kapitäne froh waren, wenn sie die menschliche Fracht noch einmal sicher über den Ozean gebracht hatten.

Sutter war in Newyork an Land gesprungen. Er hatte nicht auf die Beamten geachtet, die ihn und seine Zuverlässigkeit für dieses Land erst einmal prüfen wollten. Eine letzte Flasche deutschen Weins hatte Sutter am Kai von Newyork geleert, auf einen einzigen Zug ausgetrunken, und die leere Flasche warf er in mächtigem Schwung ins Meer.

„Amerika, horch auf! Sutter ist da und trinkt auf dein Wohl und seine junge Freiheit!“

Berrückter Massa — hatten die Neger am Hafen geäußert, als Sutter an ihnen vorbeistürmte. Die Beamten hatten ihn laufen lassen, sie hatten nicht einmal gelächelt. Sie wußten, der Mann paßte hierher. Sein Temperament würde hier im Lande des Drängens stark gebraucht werden.

Und nun ritt Sutter zur Eroberung eines Landes aus, um das ein großes Geheimnis schwebte. Kalifornien, das reiche Goldland! Die spanischen Entdecker hatten es schon besucht, und sie waren enttäuscht wieder abgezogen, als sie keine Goldminen fanden. Vermliche Indianer streiften in einem Land herum, das wilde Flüsse zum Meer schickte und herrlichen trächtigen Boden barg. Die Indianer schossen sich das Wild zusammen und holten dann und wann einmal einen strotzenden Fisch aus dem Wasser. Wolken, Wind und warme Sonne sandte der große Geist kostenlos vom Himmel, warum also weiter sorgen um Dinge, die am Wege liegen.

Aber Kalifornien war von den Göttern gesegnet. Schon Cortez und seine Nachfolger hatten in Mexiko von diesem Land gehört, sie hatten indianischen Geschichtenerzählern gelauscht.

„Die guten Geister des roten Himmels haben über das Land zwischen den Bergen ihre Hände gebreitet und einen kräftigen Spruch gesprochen. Das Land birgt in seinem Schoß Kraft und Fruchtbarkeit und ständigen Segen für jeden, der es betritt. Die Geister des roten Mannes wohnen am liebsten dort in jenem Tal, wo die rauhen Winde sich brechen und ein immerwährender blauer Himmel das Paradies umspannt.“

Indianische Ammenmärchen — hatten die spanischen Mexikaner gesagt, und trotzdem waren die kühnsten unter ihnen ausgerochen nach Kalifornien. Einige waren zurückgekommen, nach Jahren. Sie waren über Berge gestiegen, die in den Him-

mel zu führen schienen. Sie krochen an Flüssen entlang, die sich abgründig in die Felsen geböhrt hatten. Farbiger Fels war zer schnitten worden, fireißige Flußufer begeisterten die ersten spanischen Abenteurer.

Vor mächtigen Kiefernäumen sanken die Frömmigen der Spanier in die Knie und dankten der Jungfrau für die Herrlichkeiten dieser waghalsigen Reise, und manch einem schwirrte dabei ein Pfeil in den Hals und ließ ihn leicht hinüberfinden in jenes glückliche Land, aus dem noch niemand zurückgekommen ist.

Aber Gold und Silber hatte niemand von diesen Prärieläusern entdecken können. Auch die frommen Patres nicht, die nach den Soldaten anrückten. Sie kamen allerdings noch am besten mit den Indianern aus. Zuerst winkten sie ihnen mit dem Rosenkranz und dem grünen Zweig der Freundschaft, und erst wenn das nicht half, griffen sie zur Büchse. Aber die Indianer wurden doch zutraulich, und die Patres konnten ihr friedliches Werk beginnen. Die Indianer bequemen sich, den Pflug in die Hand zu nehmen, und sie brauchten den Boden nur zu rizen und den Samen auszustreuen — die Ernte kam in diesem gesegneten Land ganz von selbst und brachte hundertfältig Frucht.

Die Patres hatten sich schließlich in ganz Kalifornien niedergelassen. Sie hatten ihre Missionen gegründet, in denen die Indianer über Gott und die besten landwirtschaftlichen Methoden belehrt wurden. Der Segen der Götter wurde sichtbar, riesige Viehherden standen auf unermesslichen Weiden, goldenes Obst und herrliche Frucht gedieh auf den Aekern.

Der Patres Sinnen war nicht von dieser Welt, sie suchten nicht nach Gold. Ihnen genügte es, die Indianer bekehrt und seßhaft gemacht zu haben, und wenn die Indianer sonntags zur Messe kamen und im Angesicht der weißen Maria herzerbrechend zu stöhnen begannen, da schlich wohl manch Fran-

ziskaner-Pater hinaus und fiel dankbar betend auf die Knie. Und zu Ehren des Ordens wurde die Hauptmission des ganzen Landes nach dem heiligen Franz von Assisi benannt, in San Franzisko stand die schönste Mission mit einer strahlenden Kirche.

Die Spanier hatten ihren kalifornischen Goldraum mittlerweile ausgeträumt, die mexikanischen Minen waren leer. In Europa hatten die mächtigen Beherrscher der Ozeane in Frankreich und England starke Nebenbuhler erhalten. Der Kampf um das Gold war zu Ende, der Kampf um Land begann. Schiffe aller Nationen trieben sich in den Meeren herum und beschlagnahmten jedes Fleckchen Erde, das noch frei war. Mit einem Gebet und einer Königshymne wurden ganze Länder und Inseln in Besitz genommen.

In Amerika stritten Franzosen, Engländer und Spanier um jede Provinz, bis dann die junge amerikanische Staatenunion als vierter Bewerber auftrat. Noch hielten sich die Spanier in Mexiko und Südamerika, sie hatten auch Texas und Kalifornien besetzt. Aber ihre Verwaltung bekam dem Lande nicht gut. Die Spanier hatten drei Jahrhunderte lang mit der Musterte Land erobert. Schreibfeder und Meßstift wußten sie nicht zu handhaben, und der Stolz spanischer Hídalgos brach an den harten indianischen Köpfen.

Drüben in der Union rumorte es bereits. Kalifornien mußte bald an die jungen Staaten fallen. Das Land wird in Kalifornien verschenkt — raunte es von Newyork bis zum Mississippi. Bester Boden, mit dem die Spanier nichts anzufangen wußten.

(Fortsetzung folgt.)



Zeichnungen Kießlich M

Bilder aus aller Welt



Ausstellung „Deutschland wirbt“

Vom 18. Juli bis 16. August findet in Berlin die Deutschland-Ausstellung statt, die vor allem den olympischen Gästen einen Einblick in Wesen und Wirken des Deutschland von heute gewähren soll. Wir zeigen eines der Werbebilder für die Ausstellung unter dem Motto: „Der Führer spricht! — Millionen hören ihn!“

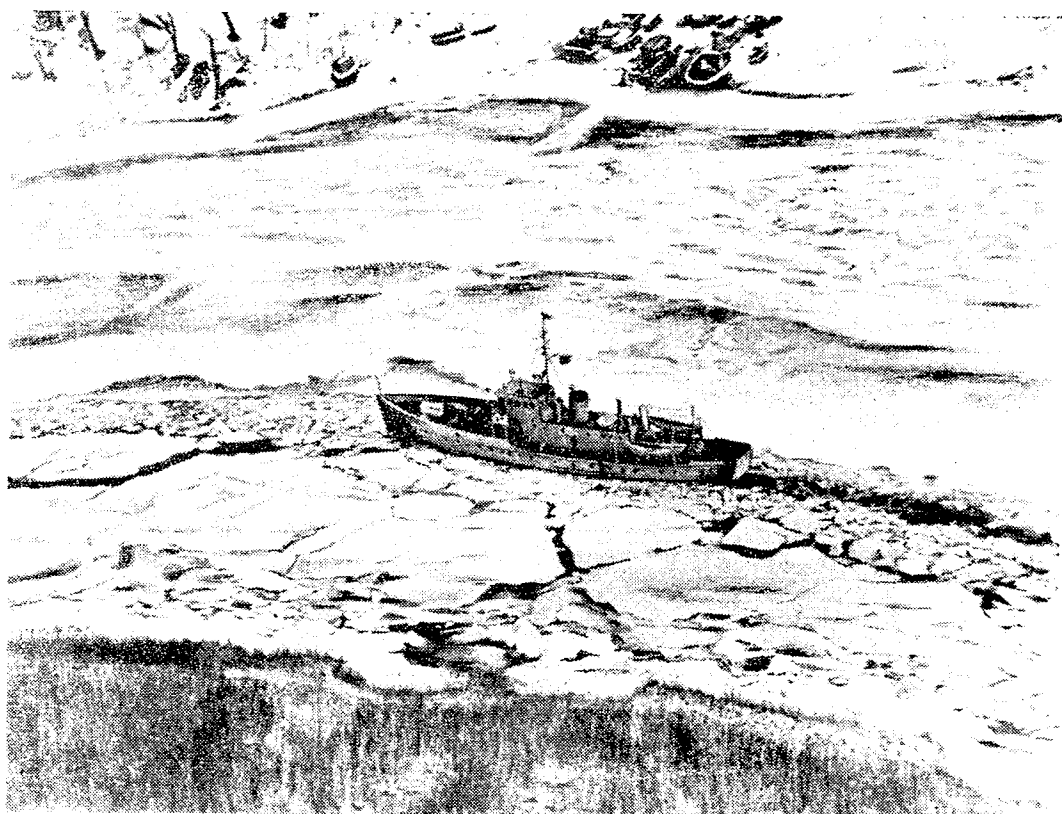
(Bayer, K.)



Ungeheure Kältewelle in USA.

Nordamerika wird zurzeit von einer Kältewelle heimgesucht, die, von schweren Schneestürmen begleitet, sich zu einer förmlichen Wetterkatastrophe ausgewachsen hat. Die meisten Wasserläufe im Osten und Mittelwesten sind völlig vereist, so daß bei Norwalk (Connecticut), wie unser Bild zeigt, ein Küstenfahrer der Polizei eingesetzt werden mußte, um die Fahrrinne offenzuhalten.

(Neme, K.)



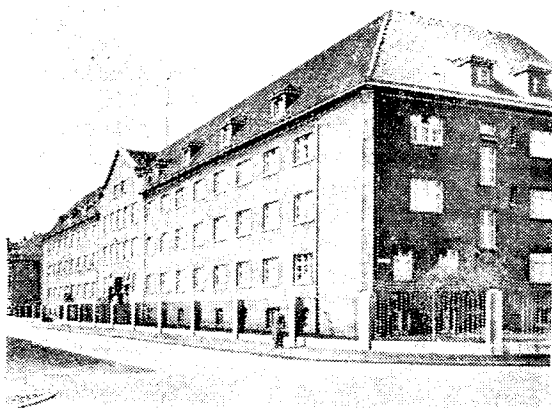
*

Die neue Akademie

der Heeres-Veterinäre in Hannover

Nach dem Versailler Diktat mußte die Ausbildungsstätte für den Veterinärnachwuchs der preuß. Armee in Berlin aufgelöst werden. Jetzt ist die Akademie in Hannover neu errichtet worden. Am 20. Februar fand unter Leitung des Veterinär-Inspektors im Reichskriegsministerium, Generalstabsveterinär Dr. Schulze die Einweihung statt. (Bild links unten.)

(Tiedemann, K.)



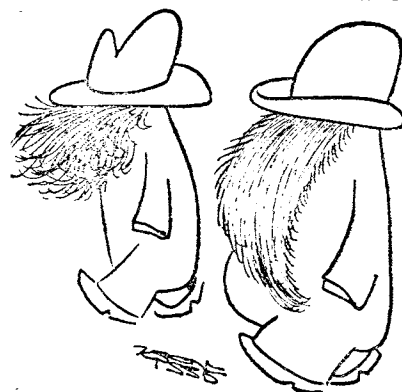
Humoristische Ecke

„Wohltätig!“

„Der alte Kunze hat alles, was er hinterließ, dem Kinderheim vermacht!“

„Das war aber schön von ihm! Was hat er denn hinterlassen?“

„Sieben Kinder!“



Schloß Annaburg, wo der Stadtgründungsbrief Johanngeorgenstads geschrieben wurde

Von Robert Jahn, Johanngeorgenstadt.

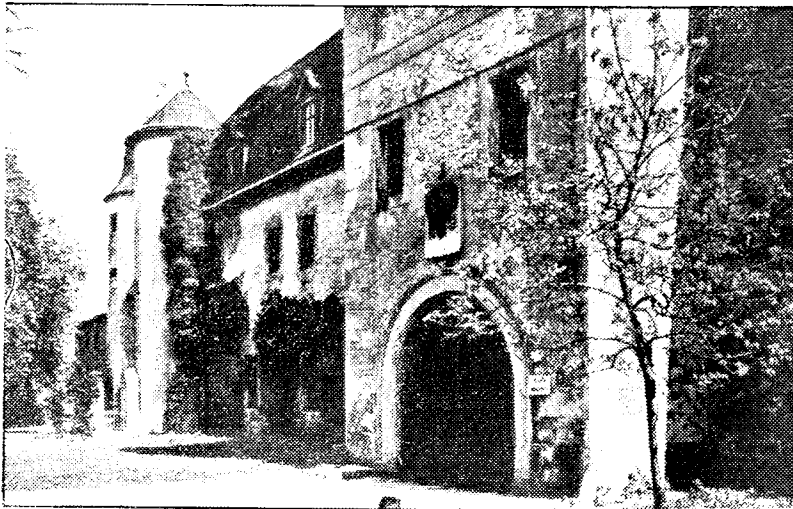
Johann Georg I., unser Stadtgründer, beauftragte seinen Landbaumeister Dillich, Kurlachsens Städte durch Federzeichnungen aufzunehmen. Aus dem Jahre 1628 besitzen wir eine solche Zeichnung auch von dem Schlosse Annaburg in der Lochauser Heide bei Torgau. Das ehemalige Lochauser

durch Vater August nach seiner Gemahlin Anna umgetauft. Heute führt von Torgau aus eine mit Landhäusern besetzte Allee nach dem Marktplatz des Fleckens Annaburg, wo uns außer der alten Schöfferei und dem ehemaligen Forsthaus nur das Schloß interessiert, wo unser Stadtgründungsbrief am 23. Februar 1654 geschrieben wurde mit der eigenhändigen Bemerkung des Kurfürsten: „Der Name der neuen Stadt soll Johanns Georgen-Stadt heißen.“

Aus Bodenfunden in der Nähe des Schlosses ist auf eine uralte Siedelung zu schließen. In die Geschichte tritt die „alte Lochauser“ erst 1406. Da ist das Jagdschloß bereits so alt und baufällig, daß vom Einsturz des alten Turmes berichtet wird, der zwei Prinzen, den Hofmeister und sechs Edelknaben erschlägt. 1422 brennt das Schloß nieder. In den Flammen kommen 15 Personen um (Ritter, Frauen und Diener). Die Wettiner bauen das Schloß wieder auf. Friedrich der Weise wählt es zu seinem Lieblingsaufenthalt, wo er auch 1525 stirbt. Drei Jahre später wirkt in Lochauser durch Luthers Vermittlung der berühmte gewordene Mathematiker Pfarrer Stiefel. Dann sehen wir 1545 Johann Friedrich, den Gründer von Platten, und Herzog Moritz bei ernstlichen religiös-politischen Verhandlungen im Jagdschlosse der Lochauser. Ein Jahr später wird Joh. Friedrich in einem Sumpfe der Lochauser gefangen. Platten fällt an die Krone Böhmen. Unsere lutherischen Väter entweichen dem päpstlichen Bekenntnisdruck und gründen 1654 als Exulanten unsere Stadt. Der 30jährige Krieg war an dem Jagdschlosse in der Lochauser

nicht spurlos vorübergegangen. Der Neubau, seit 1571 durch Vater August errichtet, war von schwedischen Soldaten arg heimgegriffen worden. Joh. Georg I. erneuerte das Schloß, das seit Mutter Anna um 1580 Annaburg heißt. Es wurden alle Fenster mit neuen Verzierungen versehen, die im Kriege geraubt worden waren. Unser Stadtgründer hatte in Annaburg nicht nur eine behagliche Residenz, sondern auch ergiebige Jagdgebiete und eine große forst- und landwirtschaftliche Musteranlage. Im 4. Stock des Schlosses war eine Druckerei, wo viele wertvolle Werke schon vor Joh. Georg unter Vater August entstanden sind, u. a. Predigtsammlungen, das kurfürstliche Jagdbuch und die berühmte Schulordnung von 1580.

Im 3. Stockwerk befanden sich das „Schreibstübchen“, das kurf. „Gemach“ und das sogenannte „Schrantzimmer“, die eigentliche Arbeitsstube des



Schloß Annaburg.

Hier wurde am 23. Februar 1654 von Kurfürst Johann Georg I. der Gründungsbrief für Johanngeorgenstadt verfaßt.

Landesherrn. Die Schränke bilden die Wandverkleidung. Sie enthalten gegen 2000 Bücher. Hier in diesem Räume gibt Johann Georg I. seine Unterschrift zu unserm Gründungsbriefe. Sein Nachfolger weist das ehemalige Laboratorium des Schlosses, wo Mutter Anna ihre Heilkräuter behandelte, dem Alchimisten Joh. Kunkel an, dem Erfinder des Phosphor. 1728 beherbergt das Schloß den 16jährigen preussischen Kronprinzen, den nachmaligen Friedrich den Großen. 1757 weist der kämpfende König eine volle Woche in Annaburg, und er wählt zwischen Richtung Berlin oder Roßbach. Er entscheidet sich für den Zug nach Thüringen, der ihn zum Siege führte. 1762 zieht das Dresdener Militärakademieinstitut nach Annaburg um. Heute interessiert uns in dem alternden Bau nur noch der Raum, wo der Geburtstagsbrief für unser Johann-Georgen-Stadt geschrieben wurde.



Familientag beim Gutsauszügler Karl August Schuster in Oberscheibe.

Nebenstehend bringen wir ein Bild einer der kinderreichsten Familien unseres Gebirges. 102 Familienglieder des Gutsauszüglers Karl August Schuster sind hier auf einem Lichtbild vereinigt. Der biedere Gebirgler war zweimal verheiratet. 21 Kinder wurden ihm geboren, 19 blieben davon am Leben erhalten. Die Nachkommen zählen 136. 102 kamen im Erbgericht zu Oberscheibe bei einem Familientag zusammen.

Photo: Erna Meiche, Annaberg